

# Urchristliche Impulse für unsere Evangelisation heute

Prof. Dr. André Heinze

Referat auf dem ‚Forum Mission‘ des Dienstbereiches Mission des BEFG in Nürnberg am 21.09.08<sup>1</sup>

Wozu fragen wir überhaupt nach urchristlichen Impulsen für unsere Evangelisation heute? Bei aller Wertschätzung und Achtung gegenüber der Heiligen Schrift und den ersten Zeugen doch wohl sicherlich nicht, um sie zu kopieren, sondern wahrscheinlich doch deshalb, um hinter dem, was wir in den Zeugnissen der ersten Jahrhunderte sehen können, den Geist, das Bewegende, Bestimmende und Treibende zu erkennen, das dazu beitrug, dass das Evangelium innerhalb der ersten Jahrhunderte zu einer frohmachenden Erfahrung für so überraschend viele Menschen wurde und sich so verbreitete, dass man gerne, wenn auch begrifflich höchst zweifelhaft, von einem ‚Siegeszug‘ des Christentums zu sprechen versucht ist. Diesem Geist, diesem Bestimmenden und Treibenden möchte ich in diesem Beitrag nachspüren. Damit muss ich all diejenigen, die nun vielleicht Impulse für neue Formen und Gestaltungen der Evangelisation erwarteten, um Entschuldigung bitten – genauer: Um etwas Geduld. Denn natürlich werde auch ich mich nicht zurückhalten können, am Ende Gedanken für Folgerungen aus dem weiterzugeben, was mir bei den Beobachtungen zur Mission und Evangelisation der frühen Christengenerationen auffiel.

Wenn ich nun eben von ‚Beobachtungen‘ sprach, so ist auch der weitere Vorgehensweg angedeutet. Ich beginne mit Beobachtungen, die aufgrund der Zeugnisse der frühchristlichen Schriftsteller und auch Gegner des Christentums zur Verbreitung des Evangeliums zu machen sind. Im Anschluss daran werde ich fragen, welche neutestamentlichen Gedanken hierbei aufgenommen wurden. Und hieran werden sich dann schließlich und endlich einige wenige Überlegungen zum möglichen Umgang mit diesen Überlegungen anschließen.

## 1. Beobachtungen

### 1.1. Keine organisierte aber stattfindende Mission

Am Beginn der Beobachtungen muss aber nach meiner Überzeugung etwas stehen, was überraschenderweise gerade *nicht* in den frühchristlichen Zeugnissen der ersten Jahrhunderte zu beobachten ist: Es fehlen Hinweise auf organisierte, missionarische oder evangelistische Tätigkeiten.<sup>2</sup> Der so häufig als Ausgangspunkt missionarischer Bemühungen angesehene Auftrag Jesu an die Jünger Mt 28,19a – ‚Darum geht hin und macht alle Völker zu meinen Jüngern‘ – findet seltsam wenig bis gar keine Resonanz in den Schriften der Kirchenväter. Ulrich Luz stellt in der Frage der Wirkungsgeschichte dieses Verses fest: „Mt 28,19a ist erst seit dem 16. Jahrhundert vereinzelt zu einem für die Mission entscheidenden Text geworden.

---

<sup>1</sup> Die vorliegende Veröffentlichung des Referats will die Vortragsform weitestgehend beibehalten. Aus diesem Grund sind sowohl die Anredeformen als auch persönliche Einschätzungen und vielleicht auch manche spitzen Formulierungen in Bezug auf die Wahrnehmung gegenwärtiger Gemeindewirklichkeiten nicht getilgt worden.

<sup>2</sup> Diese Aussage betrifft die nachneutestamentliche Zeit. Die vergangene und aktuelle Paulusforschung hat sehr wohl zeigen können, dass hinter dem missionarischen Handeln des Apostels eine recht klar zu erkennende Struktur und damit wohl auch mehr oder weniger bewusste und durchgeführte Planung stand. Dies betrifft einerseits die von ihm gewählten ‚Missionsstandorte‘ als auch andererseits die von ihm offensichtlich geplante Ausweitung der Mission bis nach Spanien. Inwieweit hinter dieser Durchführung Ansätze jüd.-apokalyptische Vorstellungen standen, ist Gegenstand gegenwärtiger Überlegungen, die aber für diesen Beitrag nicht relevant sind.

Seinen Siegeszug als ‚der Missionsbefehl‘ hat der Vers – vor allem im Protestantismus – erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts angetreten.“<sup>3</sup> Freilich haben die frühen Christen diesen Vers ernst genommen, aber sie haben dann sehr konsequent beachtet, an wen er gesprochen war: an die verbliebenen elf Jünger,<sup>4</sup> damit an die Apostel, zu denen man bald natürlich gerne auch noch Paulus hinzurechnete. In späteren Zeiten scheint sich hieraus dann die Legende gebildet zu haben, dass die elf Apostel die Weltbereiche untereinander für ihre jeweilige Missionsarbeit aufteilten.<sup>5</sup> Bemerkenswerterweise aber hat diese Legende unter den Christen keine entsprechende Nachahmertätigkeit ausgelöst. Für die evangelistische Verkündigung schienen allein die Apostel zuständig. So sehr wir also in den ersten Jahrhunderten eine Ausbreitung des Christentums wahrnehmen können – sie scheint nicht das Resultat einer überaus bewussten oder gar organisierten Mission und Evangelisation zu sein, die sich einem spezifischen Missionsbefehl verdankte, den die Christen ganz allgemein auf sich bezogen und für sich annahmen.

Gleichermaßen haben auch die Beispiele der Missionstätigkeiten des Paulus offensichtlich zu keiner entsprechenden Nachahmertätigkeit oder etwa sogar zu einer theologischen Darlegung der Notwendigkeit einer allgemeinen, durch die Christinnen und Christen auszuführenden evangelistischen Tätigkeit geführt. Die Evangelisation ist zu dieser Zeit keine Aufgabe der Kirche sondern immer nur einzelner, hierzu besonders berufener Personen. Waren dies am Beginn allein die Apostel, so können wir erfahren, dass aus der am Beginn des zweiten Jh. verfassten christlichen Schrift der Didache, im frühen zweiten Jahrhundert noch Wanderprediger in dieser Aufgabe der Evangelisten vermutet werden. Allerdings zeigt bereits diese Schrift eine nicht zu übersehende Skepsis gegen diese Gruppe umherziehender und keiner gemeindlichen Autorität untergeordneter Personen. Spätestens mit der Durchsetzung einer bischöflichen Struktur der Kirche verschwinden diese Wanderprediger mehr und mehr<sup>6</sup> bzw. werden zunehmend auch der Häresie verdächtig. Nun werden es verstärkt die Personen, die in den Kirchen leitende Ämter innehatten, namentlich natürlich die Bischöfe selber, die – wenn überhaupt – die Aufgabe der Apostel zur evangelistischen Verkündigung nachkamen. Ich sage ‚wenn überhaupt‘ – denn entsprechende Zeugnisse sind kaum vorhanden. Die Vorstellung von Bischöfen, die ihre Aufgabe in der evangelistischen Verkündigung sahen, scheint der damaligen Zeit fremd – ebenso wie die, dass die Mitglieder der christlichen Gemeinden verkündigend evangelistisch oder missionarisch tätig waren.

Diese erste (Nicht-)Beobachtung mag etwas überraschen. In der Zeit einer der wahrscheinlich größten und umfangreichsten Ausbreitungen des christlichen Glaubens überhaupt in seiner Geschichte gab es genau eines nicht: Eine Missions- und Evangelisationsarbeit, die sich einem allgemeinen, an die Christenheit grundsätzlich ergehenden und breit aufgenommenem Missionsbefehl verdankte und etwa institutionell geordnete oder gar vorangetriebene Missions- und Evangelisationsarbeit hervorbrachte. Die biblischen Zeugnisse etwa der paulinischen Mission oder auch der Berichte von den Aussendungen der Jünger in den Evangelien führten gerade nicht dazu, dass sich die nachfolgende Christenheit Gedanken

---

<sup>3</sup> U. Luz: Das Evangelium nach Matthäus, EKK I/4, Düsseldorf und Neukirchen 2002, 444.

<sup>4</sup> Vgl. Justin, Apologie 1,31,7; Aristides, Apologie 2,8.

<sup>5</sup> Vgl. Thomasakten, 1: „Zu jener Zeit waren wir Apostel alle in Jerusalem, Simon, genannt Petrus, und Andreas, sein Bruder, Jakobus, des Zebedäus Sohn, und Johannes, sein Bruder, Philippus und Bartholomäus, Thomas und Matthäus, der Zöllner, Jakobus (des Alphäus Sohn), und Simon, der Kananäer, und Judas, (des Jakobus Bruder); und wir verteilten die Gegenden der Erde, dass ein jeder von uns in die Gegend, die durchs Los auf ihn käme, und zu dem Volke, zu welchem der Herr ihn schickte, reisen sollte.“ Übersetzung nach W. Schneemelcher, E. Hennecke: Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung, Tübingen 1989<sup>5</sup>, Bd. 2, 303.

<sup>6</sup> Vgl. F. Winkelmann: Geschichte des frühen Christentums, München 1996, 21.

darüber machte, wie sie diese für sich selber hieraus als Auftrag erkannte. Die Einrichtung eines ‚Missionars‘, also einer Person, die sozusagen ‚von Berufs wegen‘ durch die Lande bzw. Städte zog und das Evangelium verkündigte, findet sich geschichtlich ungefähr bis zum Beginn des 2. Jahrhunderts und dann erst wieder ab dem 4. Jahrhundert, ab der Zeit, als das Christentum staatlicherseits anerkannt wurde und es damit auch selber zur politischen Größe wurde. Sowenig also die Christinnen und Christen zwischen 100 und 350 sich von einem ‚Missionsbefehl‘ motiviert sahen, sowenig kamen sie gleichermaßen auf den Gedanken, Mission und Evangelisation zu organisieren.

Dennoch aber verbreitet sich das Christentum über die Welt des damaligen römischen Reiches und teilweise auch darüber hinaus in diesen Jahrzehnten und Jahrhunderten überaus weit. Ich vermute, dass diese Ausbreitung gerade aber damit zusammenhängt, dass es keine ‚Institution des Missionars‘, keine Organisierte Mission gab, sondern dass im Gegenteil, wie Friedhelm Winkelmann feststellt, „die Mission eine Aufgabe des einzelnen Christen“ blieb und eben „nicht als eine Aufgabe der kirchlichen Institutionen verstanden wurde.“<sup>7</sup> Die frühe Mission brauchte es nicht, organisiert zu werden. Die frühe Mission brauchte auch keine besondere Aufgabe hierfür, keinen Anstoß. Nach allem, was wir beobachten können, hat sie einfach stattgefunden.

Aber wie und in welcher Form erreichten die Christinnen und Christen die damaligen Menschen mit dem Evangelium und was weckte das Interesse am Evangelium?

Waren es keine auf den Märkten predigenden ‚professionelle‘ Missionare, so dürfen wir wohl annehmen, dass es im Besonderen mit dem Erscheinungsbild der Gemeinden und dabei dann mit dem Leben der Christinnen und Christen zusammenhing. Und zwar weniger mit den Gottesdiensten als vielmehr vor allem mit dem *alltäglichen öffentlichen* Leben der Christinnen und Christen. Zwar waren wahrscheinlich von Anfang an die christlichen Gottesdienste ‚offene Versammlungen‘ und es wurde keiner gehindert an ihnen teilzunehmen (vgl. die Aussagen des Paulus zum ordentlichen Gottesdienste wegen der Gäste im korinthischen Gottesdienst). Doch gleichzeitig muss doch gefragt werden, was Menschen bewegen konnte, diese zu besuchen und damit überhaupt erst ‚unter die Verkündigung des Wortes‘ zu kommen. Diese Frage nach der ‚Attraktivität‘ frühchristlicher Gottesdienste muss umso massiver gestellt werden, wenn wir beachten, was für Gerüchte über diese Versammlungen der Christen umherliefen. Diese Gerüchte sind uns aus antiken heidnischen Texten ja gut belegt. In diesen ist immer wieder von allerlei Schandtaten, von der Tötung von Säuglingen über sexuelle Ausschweifungen, Inzest, bis hin zum Kanibalismus die Rede. Glaubten die damaligen Menschen diesen Gerüchten – und warum sollten sie es nicht? –, so werden sie die Versammlungen lieber gemieden haben.<sup>8</sup> Freilich hat es in der extrem multireligiösen Gesellschaft der damaligen Zeit immer auch Interesse an ‚wieder einmal einer neuen religiösen Idee‘ gegeben – als solche konnte das Christentum ja auch erscheinen. Aber dieses Interesse am Neuen, besonders ausgebildet unter den Gebildeten der damaligen Zeit und uns exemplarisch vorgeführt in der Apg 17 geschilderten Situation der Areopagrede des Paulus in Athen, führte nur sehr bedingt zu positiven Beurteilungen der Christen und damit zu entsprechenden Erfolgen. Auch hier scheint mit der Bericht der Apostelgeschichte exemplarisch zu sein. So sehr die Neugier die Gebildeten zu einer Auseinandersetzung mit dem Christentum führte, so gering war zunächst die philosophische Überzeugungskraft des Evangeliums.

---

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Minucius Felix, ein Apologet des frühen 3. Jh. fasst solche Gerüchte zusammen: Inzest, Anbetung eines Esels als Zeichen der Fruchtbarkeit, Kindermord und Kannibalismus etc.

Das das Wort vom Kreuz eben eine Torheit ist, das hatte schon Paulus festgestellt, und die heidnischen Denker und Intellektuellen der nachfolgenden Jahrhunderte unterstrichen dies immer wieder. Und alles andere, was das Christentum in Lehre und Gottesdienst anbieten konnte außer dem Wort des Kreuzes gab es nach Ansicht führender Denker der damaligen Zeit auch schon außerhalb des Christentums. Dieses sei also weder originell noch vernünftig. Und so konnte man sich auch von ihm abwenden – bzw. brauchte sich erst gar nicht zu ihm hinzuwenden.

Aber trotz allem – trotz der fehlenden kirchlichen Mission, trotz fehlender professioneller Missionare, trotz der übelsten Gerüchte über die Gottesdienste und trotz der wohlbegründeten spöttelnden Ablehnung der Gebildeten – trotz allem verbreitete sich das Christentum und wuchsen die Gemeinden. Wieso? Es scheint mir so, als sei es vor allem das, was Menschen an Christinnen und Christen im Alltag sahen, was sie überhaupt dazu führte, ein Interesse an diesem Glauben haben zu können. Ich denke, dass es in erster Linie das ‚gesehene‘ Evangelium im alltäglichen Leben der Christinnen und Christen und der Gemeinden war und weniger die ‚gehörte‘ Evangeliumsverkündigung, die Menschen für die christliche Botschaft interessierte. Das Evangelium begann durch die Gläubigen unter den Menschen zu leben. Erst dieses missionarische Alltagsleben führte zu der Offenheit für die evangelistische Predigt. Dieser Zugang zu den Menschen durch das Erleben der Christen im Alltag wurde zusätzlich noch dadurch unterstützt, dass für heidnische Gebildete das Gelebte einer Ideologie oder eines Lebens das Entscheidende war. „Wer im Kampf um die Seelen Erfolg haben wollte, musste im Besitz einer vorbildlichen Ethik sein und diese in überzeugender Weise auch selbst praktizieren.“<sup>9</sup> Über diese Wirksamkeit ihres Lebensstils waren sich die Christen selber auch sehr wohl bewusst. So fordert Ignatius am Beginn des 2. Jahrhunderts die Christen auf: „Gewährt ihnen (= den Nichtchristen) auch, aus den guten Werken von euch bekehrt zu werden.“<sup>10</sup> Ein solches missionarisches Leben brauchte nun aber keinen eigenen Auftrag und scheint im eigentlichen Sinne mehr oder weniger natürlich stattgefunden zu haben. Erst dies mit den Augen zu sehende und zu erlebende gelebte Evangelium aber führt dazu, dass Menschen bereit wurden, dann auch zu hören, was die Anhänger des neuen Glaubens eigentlich zu sagen hatten.

Damit bin ich bei einem ersten Impuls, den ich aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit für uns heute höre: Mission und Evangelisation erwächst für die frühen Christen nicht aus einem Verkündigungsauftrag heraus, sondern findet aus der lebensbestimmenden Kraft des Evangeliums selbstverständlich statt. Das Evangelium verkündigt sich im alltäglichen Leben.

## 1.2. Die Attraktivität des christlichen Glaubens im Alltag

Wie aber sah dies aus? Ich möchte hier nur einige Beispiele von dem nennen, was Menschen an Christinnen und Christen sehen und miterleben konnten, ohne das sie bis dahin überhaupt ein Wort der Verkündigung gehört hatten.

Hierbei können einige Zitate am Beginn stehen, die einen gewissen Grundtenor wiedergeben. Lukian von Samosata, ein Schriftsteller, der von 120-180 lebte und dessen Werke teilweise von beißendem Spott über die Christen trieft, stellt fest: „Ihr erster Gesetzgeber hat ihnen die Überzeugung beigebracht, dass sie untereinander Brüder seien; sie entwickeln eine

---

<sup>9</sup> E. Plümacher: Identitätsverlust und Identitätsgewinn. Studien zum Verhältnis von kaiserzeitlicher Stadt und frühem Christentum, BThS 11, Neukirchen-Vluyn 1987, 50.

<sup>10</sup> Ignatius, Epheserbrief, 10,1.

unglaubliche Rührigkeit, sobald sich etwas ereignet, was ihre gemeinschaftlichen Interessen berührt; nichts ist ihnen dann zu teuer.“<sup>11</sup> Diese ‚Rührigkeit‘ unter den Christen unterstreicht dann auch Tertullian, ein christlicher Schriftsteller an der Wende zum dritten Jahrhundert. Er stellt in seiner an Heiden gerichteten Verteidigungsschrift der Christen fest: „Die Sorge für die Hilflosen, die wir üben, unsere Liebestätigkeit, ist bei unseren Gegnern zu einem Merkmal für uns geworden: ‚Siehe nur‘, sagen sie, ‚wie sie sich untereinander lieben, und wie einer für den anderen zu sterben bereit ist.‘ – Die Heiden hassensich nämlich untereinander und sind eher bereit, sich gegenseitig umzubringen.“<sup>12</sup>

Es scheint, als sei das Moment der gegenseitigen Liebe und Unterstützung, der ganz praktischen Hilfe der Christen untereinander ein wesentliches Moment der Außenwirkung der frühen Gemeinden. Man kann hier Stichworte wie die Gastfreundschaft, die Armenkasse und die Unterstützung für Witwen und Waisen nennen. Der 1. Clemensbrief, ein Schreiben der römischen Gemeinden an die Gemeinde in Korinth gegen Ende des 1.Jh. rühmt diese tatkräftige Liebe der korinthischen Christen: „Wer wäre bei euch eingekehrt und hätte nicht euren tugendreichen und festen Glauben erprobt? Wer eure besonne und tüchtige christliche Frömmigkeit nicht bewundert? Wer die glänzenden Erweise eurer Gastfreundschaft nicht gerühmt ...? Tatet ihr doch alles, ohne persönliche Rücksichten walten zu lassen. Ihr wart insgesamt demütig, in keinem Stück hoffärtig, lieber gebend als nehmend. ... Allen war so ein tiefer und reiner Frieden geschenkt und ein unstillbares Verlangen nach Übung der Wohltätigkeit. ... Tag und Nacht lagt ihr im Wettstreit für das Beste der ganzen Bruderschaft, *damit durch Barmherzigkeit und Sorge die Zahl der Auserwählten Gottes gerettet werde*. ... Keine Wohltat reute euch und zu jeder guten Tat wart ihr bereit.“<sup>13</sup>

Die christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte konkretisieren die Betätigungsfelder dieser gegenseitigen Hilfe, die in der Öffentlichkeit wohl deutlich wahrgenommen worden ist: Unterstützung der Witwen und Waisen, der Kranken, der Mangel Leidenden, selbstverständliche Durchführung von Begräbnissen, Gewährung der Gastfreundschaft ohne Ansehen der Person und Sorge und Unterstützung für Gefangene.

So berichtet Euseb, der Verfasser einer ersten ‚Kirchengeschichte‘, dass allein die Gemeinde in Rom 1500 Witwen und Hilfsbedürftige versorgte. Dies geschah sowohl organisiert als auch privat durch Aufnahme von Frauen und Kinder in Privathäuser. Die Summen die hierfür nötig waren, sind unglaublich – man spricht in der Forschung von Größenordnungen von mehr als 200000 Sesterien im Jahr – das sind ca. 200000 Tageslöhne einfacher Arbeiter. Das die Kranken der besonderen Beachtung der Diakone einer Gemeinde anbefohlen waren, unterstreicht die so genannte ‚Apostolische Kirchenordnung‘ vom Beginn des 3.Jh. Über diese frühen Kirchenbeamten heißt es dort: „Täter der guten Werke sollen sie sein, Tag und Nacht überall umherschäpnd, weder den Armen verachtend noch des Reichen Person ansehend; sie sollen den Notleidenden erkennen und ihn nicht von dem Anteil der Gemeindegelbte ausschließen.“<sup>14</sup> Hier ist es geradezu als Aufgabe formuliert, dass man die Armen und Kranken ‚suchen‘ solle, um ihnen gutes zu tun. Die Witwen und Waisen, die Armen und Kranken waren den frühen Gemeinden nicht Last, sondern sie waren ihr Auftrag. Eine Legende aus einer Verfolgungszeit gegen Ende des 3.Jahrhunderts berichtet davon, dass ein Diakon der

---

<sup>11</sup> Lucian von Samosata, De morte Peregrini 10.

<sup>12</sup> Tertullian, Apologie 39.

<sup>13</sup> 1Clem 1-2.

<sup>14</sup> Zitiert nach A.v. Harnack: Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, Leipzig 1924<sup>4</sup>, 186.

röm. Gemeinde aufgefordert wurde, die Schätze der Kirche auszuliefern. Daraufhin bot er an, dem Staat alle Armen der Gemeinden zu übergeben, denn diese Armen seien der eigentliche Schatz der Kirche.<sup>15</sup> Sicherlich: Eine Legende – aber sie mag doch etwas über das Selbstverständnis zeigen. In der Fürsorge für die Armen lag einige der, mit modernen Begriffen gesprochen, Kernaufgaben und auch Kernkompetenzen der frühen Christenheit. Es ist bemerkenswert, dass der letzte heidnische Kaiser, Julian Apostata, versuchte, dieses Sozialsystem der christlichen Kirche zu kopieren, was dem röm. Staat aber nicht gelang.

Bemerkenswert ist auch die Fürsorge für die Gefangenen. Sie nahm solche Formen an, dass der letzte röm. Kaiser, der vor Konstantin die Christen verfolgen ließ, ein Gesetz erließ, „dass sich niemand gegen die Unglücklichen in den Gefängnissen durch Darreichung von Speise menschenfreundlich zeigen oder sich ihrer erbarmen dürfe“ wer dieses trotzdem tat wurde ebenfalls in die Gefängnisse oder Bergwerke gebracht.<sup>16</sup>

Diese ganze Fürsorge war nun aber – und hier wird es gerade in Bezug auf die Außenwirkung nochmals interessanter – nicht allein auf die Christinnen und Christen selber beschränkt. Julian, der bereits erwähnte Kaiser, der nach Konstantin den römischen Staat wieder vom Christentum weg und zum Heidentum hin führen wollte, konstatiert allgemein: „Die gottlosen Galiläer ernähren außer ihren eigenen Armen auch die unsrigen: die unsrigen aber ermangeln unserer Fürsorge.“<sup>17</sup> Eine Bankrotterklärung sozialer Versorgung und ein Beispiel für das, was Paulus in Röm 12,20 ausführt: „Wenn nun dein Feind hungert, so speise ihn, wenn ihn dürstet, so gib ihm zu trinken! Denn wenn du das tust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“ Natürlich gab es auch in römischer Zeit Unterstützung für Arme. Aber diese geschah immer aus einem ganz bestimmten Impuls heraus: Wer Arme unterstützte, der wollte etwas von ihnen. Im letzten dienten die ‚sozialen Unterstützungen‘ des römischen Staates im Besonderen der Ruhigstellung der Bevölkerung oder dem Erkaufen von Wählerstimmen bei anstehenden Wahlen. Es war ein System des Gebens und Nehmens – und nur solange jemand für irgendetwas gut war, solange unterstützte man ihn auch. Aber wozu waren Waisen gut, wozu Kranke, wozu Gefangene? Sie vielen durch das sowieso sehr löchrige Netz.<sup>18</sup> In der christlichen Gemeinde schien es im Vergleich zu entsprechenden staatlichen Aktionen einen deutlichen Unterschied in der *Motivation* zum Tun des Guten zu geben. Das Tun des Guten war eben Kernaufgabe und Kernkompetenz und nicht ‚Mittel zum Zweck‘ des Machterhalts und des Machterwerbs.

Wie uneigennützig dieses Tun des Guten auch unter den Heiden geschah kann man auch daran ablesen, dass diese breit gelebte und niemanden ausschließende ‚Menschenfreundlichkeit‘ die Christen selber noch nicht einmal vor Verfolgungen und Anfeindungen geschützt hat. Im Brief an Diogenet, einer christlichen Schrift wahrscheinlich aus dem 2. Jh., heißt es über die Christen. „Sie lieben alle Menschen und werden doch verfolgt. Man weiß

---

<sup>15</sup> Vgl. ebd.

<sup>16</sup> Vgl. Euseb, Kirchengeschichte, 10,8.

<sup>17</sup> Julian Apostata, Ep. ad Arsacius (bei Sozomenus, Kirchengeschichte V,16).

<sup>18</sup> Vgl. dazu E. Hermann-Otto: Reiche und Arme, in: K. Erlemann u.a., Neues Testament und Antike Kultur, Bd.2, Neukirchen 2005, 86-90, 88: „Öffentliche Fürsorgeprogramme waren nicht speziell auf die Ärmsten der Armen, Bettler, Krüppel, Aussätzige, arbeitsunfähige Alte, verarmte Witwen und Waisenkinder, in Rom und anderen großen Städten ausgerichtet, sondern vorrangig auf die Bürger, unabhängig von ihrer Soziallage. Das traf auch auf Speisungen und Geldspenden (...) zu außergewöhnlichen Anlässen zu (...). Zur Vermeidung von Hungerrevolten in den großen Städten wurden Hilfsmaßnahmen ergriffen, die vom Billiggetreide, das staatlich subventioniert war, bis zur Gratisspeisung gingen. Normalerweise waren zu den regulären öffentlichen Getreideverteilungen, ..., nur die röm. männlichen Bürger zugelassen, die eine Berechtigungsmarke hatten“.

nichts über sie und verurteilt sie doch; ... Sie sind bettelarm und machen doch viele Menschen reich. ... Obwohl sie Gutes tun, werden sie doch wie Übeltäter bestraft.“<sup>19</sup> Die Zuwendung auch zu den Nichtchristen erfolgt bei den Christen nicht ‚um zu‘. An keiner Stelle ist dieses als ‚Methode‘ der Mission oder Evangelisation auch nur angedeutet. Sie entspringt einer anderen Motivation.

In zwei Bereichen will ich diese selbstverständliche Hilfe für die Heiden kurz erwähnen und hier als erstes die Sorge um die Verstorbenen erwähnen. Dass die Christinnen und Christen innerhalb der frühen Gemeinden dort, wo ihre Mitglieder kein Geld für das Begräbnis hatten, für die Kosten aufkamen, dies war selbstverständlich. So berichtet ein Zeugnis aus dem Beginn des 2.Jh.: „Sooft aber einer von ihren Armen aus der Welt geht und ihn irgendeiner von ihnen sieht, so nimmt er sich nach Kräften seines Begräbnisses an.“<sup>20</sup> Mit dieser Fürsorge für ihre Verstorbenen standen die Christen freilich nicht allein. Die Sorge für die Toten war allgemein anerkannte Pflicht, erfolgte aber in Regel innerhalb des Familienbundes. Die christliche Gemeinde ging hier aber insofern einen Schritt weiter, als dass *jeder Verstorbene* der Fürsorge der Gemeinde als Ganzer unterstellt war, und damit auch Verstorbene, die keine Familie mehr hatten, sich eines würdigen Begräbnisses sicher sein konnten. Aber die christliche Gemeinde ging auch dort erheblich weiter, als dass sie diese Fürsorge durchaus auch an Nichtmitgliedern einer Gemeinde wahrnahm. Der christliche Schriftsteller Lactantius schreibt an der Wende zum 4. Jahrhundert: „Wir werden es nicht dulden, dass das Bild und Geschöpf Gottes den wilden Tieren und Vögeln als Beute hingeworfen wird, sondern werden es der Erde zurückgeben, von der es genommen ist, und auch an einem unbekanntem Menschen das Amt seiner Verwandten erfüllen“.<sup>21</sup> Diese Praxis, auch die Totenfürsorge für Heiden zu übernehmen, führt dazu, dass der bereits erwähnte Kaiser Julian feststellt: „Am meisten ist die Gottlosigkeit (= das Christentum) gefördert worden durch die Philanthropie (=Menschenfreundlichkeit) in Bezug auf die Fremden und durch die Fürsorge der Bestattung der Toten.“<sup>22</sup>

Damit im engen Zusammenhang stehen die Hilfeleistungen von Christen bei Katastrophen. Auch hier gilt zuerst wieder die selbstverständliche Hilfe der Christen untereinander, die nun aber auch erfolgte, wenn es für das eigene Leben bedrohlich wurde. So berichtet der Bischof Dionysius von Alexandria beim Ausbruch einer großen Pest in der Mitte des 3. Jahrhunderts, dass die Krankenfürsorge auch angesichts der enormen Ansteckungsgefahr durchgehalten wurde. Und dieses selbst dort, wo man die leidvolle Erfahrung machen musste, dass viele selber starben, „nachdem sie anderen durch die Pflege die Gesundheit wieder verschafft und deren Tod gleichsam auf sich verpflanzt hatten ... Auf diese Weise starben die Edelsten unser Brüder, einige Presbyter, Diakone und hochangesehene Laien.“ Dass solche Pflege keineswegs selbstverständlich war, lässt Dionysius erkennen, wenn er fortfährt: „Bei den Heiden aber fand das Gegenteil statt. Sie stießen diejenigen, welche zu erkranken begannen, von sich, flohen von den Teuersten hinweg, warfen die Halbtoten auf die Straße hin und ließen die Toten unbeerdigt.“<sup>23</sup> War damit das Verhalten der Christen untereinander schon bemerkenswert und auffällig, so steigerte sich das Ansehen der Christen noch dadurch, dass sie sich auch um die ‚Ungläubigen‘ kümmerten. So wird vom Ende des 3. Jh. ebenfalls bei einem Pestausbruch berichtet: „Sie (=die Christen) zeigten sich damals allen

---

<sup>19</sup> Diognetbrief, 5,11ff.

<sup>20</sup> Aristides, Apologie 15.

<sup>21</sup> Lactantius, *Divinae Institutiones* VI,12.

<sup>22</sup> Julian Apostata, Ep. Ad Arsacium. (Bei Sozomenus, Kirchengeschichte V,15).

<sup>23</sup> Euseb, Kirchengeschichte VII,22.

Heiden im hellsten Licht; denn die Christen waren die einzigen, welche inmitten so vieler und so großer Drangsale ihr Mitgefühl und ihre Menschenliebe durch die Tat selber bewiesen. Die einen beschäftigten sich Tag für Tag mit der Pflege und Bestattung der Leichen (es gab viele, um welche sich sonst niemand kümmerte), die anderen versammelten die in der ganzen Stadt von Hunger Gequälten an einem Ort und teilten unter alle Brot aus. Als dies bekannt wurde, pries man den Gott der Christen und bekannte, dass sie allein die wahrhaft Frommen und Gottesfürchtigen seien, weil sie es durch die Tat selbst bewiesen.“<sup>24</sup>

Es ist diese gelebte Zuwendung zu den Menschen – gleich ob sie zur christlichen Gemeinde gehörten oder nicht -, die ganz entscheidend erst die Beachtung und dann die Achtung des christlichen Glaubens gefördert hat. Im bereits erwähnten Diognetbrief heißt es: „Man raubt ihnen die Ehre, und man preist sie noch in ihrer Ehrlosigkeit; man lästert sie und sie werden dennoch für ehrenwert erklärt.“ Dieses Evangelium der Tat mag dann dafür verantwortlich gewesen sein, dass Menschen überhaupt bereit wurden, auch die Verkündigung des Evangeliumswortes zu hören. Im dann gepredigten Evangelium konnte der Ursprung, der Grund für die von den Menschen bereits erfahrene und gesehene Tat gehört werden. Hierbei ist mir besonders wichtig zu betonen, dass die gelebte Fürsorge und das sie begründende Evangeliumswort untrennbar zusammen gehörten: Die Tat ist dabei nichts anderes als das gelebte Wort, in der Tat wird das Wort erneut Fleisch. Die Liebestat ist also nicht ‚Werbemittel‘, nicht dazu da, ‚um Leute in die Kirche und also unter die Verkündigung‘ zu bekommen, sondern die Tat ist in sich selber bereits Verkündigung des Evangeliums.

In diesem Erleben des Evangeliums bekommt zudem eine Sehnsucht vieler damaliger Menschen eine gelebte und erfahrbare und sie betreffende Antwort. Wir können in der Zeit der ersten drei Jahrhunderte mit einer ausgeprägten Identitätskrise der unteren, gerade aber auch der mittleren Schichten der Bevölkerung rechnen, eben jener Schichten, aus denen sich das Christentum dann auch zusammensetzte. Diese Identitätskrise lässt sich so beschreiben, dass man trotz eventuellen persönlichen und auch wirtschaftlichen Erfolgs dennoch keinen Zugang zu einer der Eliten und Gruppen des röm. Reiches fand, die untereinander füreinander sorgten und sich gegenseitig auch absicherten.<sup>25</sup> Auf diese Erfahrung des ‚nicht dazu gehörens‘ antwortete das Christentum mit der Verkündigung, dass jede und jeder dazugehören konnte, ganz gleich ob Jude oder Grieche, Mann oder Frau, Herr oder Sklave. Und genau diese Botschaft wurde nicht allein verkündet, sondern vor allem anderen zuerst einmal offensiv gelebt. Da Hilfe und Beistand ohne Ansehen der Person geschah, fühlte man sich eingeladen in einen *neue Heimat* – eine Begrifflichkeit, die sich durchaus schon in der Sprache des Eph, des Hebr oder auch des 1Petr wiederfinden lässt.

Insofern komme ich zu einer zweiten Beobachtung: Nicht zuerst der gehörte christliche Glaube, sondern das gesehene Leben der Christen lässt das Christentum in das öffentliche Bewusstsein treten und bereitet darauf vor, das Wort der Verkündigung zu hören.

## 2. Rückbindungen an die ntl. Zeugnisse<sup>26</sup>

---

<sup>24</sup> Euseb, Kirchengeschichte IX,8.

<sup>25</sup> Vgl. E. Plümacher, Identitätsverlust, 31ff.

<sup>26</sup> Die folgenden Ausführungen zu den biblischen Impulsen für die frühchristliche Praxis müssen im Rahmen dieses Beitrages naturgemäß ‚flüchtig‘ bleiben. Eine detaillierte exegetische Herleitung und entsprechende wissenschaftliche Diskussion kann hier nicht geleistet werden und muss einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Deswegen wird auf Anmerkungen und damit Verweise auf exegetische Literatur auch weitestgehend verzichtet.



Nun müssen wir freilich kurz innehalten. Woran liegt es eigentlich, dass man in der Zeit der frühen Christenheit, um mit dem Kirchengeschichtler Adolf von Harnack zu reden, „die christliche Missionspredigt auch als *Predigt der Liebe und Hilfeleistung* bezeichnen kann.“<sup>27</sup> Lag es vielleicht etwa daran, dass die Christinnen und Christen keine anderen Möglichkeiten hatten? Dass ihnen umfassendere Verkündigungsmöglichkeiten der Predigt verwehrt waren? Dass ihre Kirchen etwa noch zu klein waren? Das mag alles auch eine Rolle gespielt haben. Ich vermute aber, dass vor allem anderen das Verständnis eines zentralen Aspektes des Evangeliums, ja vielleicht *des zentralen Aspektes des Evangeliums überhaupt* sehr ausgeprägt war. Nämlich das Wissen um die Zuwendung Gottes zum Menschen, um das, was nach Titus 3,4 als die *philanthropia*, die Menschenfreundlichkeit des Rettergottes bezeichnet wird.<sup>28</sup>

Wer sich die Zeugnisse der Evangelien über Jesus anschaut, der kann durchaus überrascht sein, in welchem großem Umfang dort, neben Überlieferungen von Predigten und Gleichnissen, davon berichtet wird, dass Jesus einfach für die Menschen da war. „Was willst du, was ich Dir tue“ – so fragt Jesus häufig Menschen, die zu ihm kommen. Und häufig deckt ihre Antwort zunächst das ab, was in der aktuellen Situation das Nächstliegende ist: „Dass ich wieder gesund werde.“ Diese Menschen erleben die Freundlichkeit und Zuwendung Gottes. Sie erleben den Gott, der ihnen in Jesus entgegenkommt und ihnen neue Möglichkeiten des Lebens schenkt. Gott wird für sie Teil ihres Lebens, denn er kehrt bei ihnen ein, so wie Jesus bei Zachäus, der Schwiegermutter des Petrus oder bei Maria und Martha. Er geht auf sie zu, wie bei dem Blinden in Jericho, obwohl alle anderen ihn davon abhalten wollen. Er nähert sich den Aussätzigen. Er ist offen für die Fragen der Menschen. Denken wir an den Bericht von der Begegnung Jesu mit dem so genannten reichen Jüngling. Da ist Rede und Gegenrede und plötzlich wird uns berichtet: ‚Und Jesus sah ihn an und gewann ihn lieb‘. Und dann, aus dieser liebenden Zuwendung zu diesem suchenden Menschen, formuliert er die Antwort, die der Mensch braucht. Überhaupt: Es scheint ein großes Interesse Jesu daran zu geben, das zu tun, was nach seiner Ansicht gerade das aktuell Notwendige ist. Mal beginnt er, im Angesicht einer großen Menge Menschen und der Feststellung, dass sie umhergetrieben waren wie Schafe ohne Hirten, eine lange Predigt. Mal stellt er über eine mindestens ebenso große Menge fest, dass ihre Kranken Heilung und die Hungrigen Brot brauchten. Das Handeln Jesu lässt sich nicht in bestimmte Formen und Regeln pressen. Er ist sehr frei in der Art seiner Zuwendung, in der Gestaltung der in ihm lebendigen Menschenfreundlichkeit. Versucht man ein Kriterium für die jeweils geübte Gestalt oder Form seiner Zuwendung zu finden, so scheint dieses sehr einfach zu sein: Was braucht *dieser Mensch jetzt zum gerade aktuellen* Leben? Aus der Beachtung dieses Kriteriums für die Wahl der Gestalt des Evangeliums können durchaus die ganz verschiedenen Formen seiner Handlungen erklärt werden: Dem einen Pharisäer begegnet er brüsk, dem anderen liebevoll, die eine Handlung vollzieht er

---

<sup>27</sup> A. v. Harnack, *Mission*, 171. Hervorhebung auch im Original.

<sup>28</sup> Die Charakterisierung Gottes als ‚menschenfreundlich‘ ist gerade in dem näheren Kontext bemerkenswert. So sehr nämlich die nachfolgende Beschreibung des Kommens Christi als Kommen ‚des Retters‘ die Mitte des Christusbekenntnisses zum Ausdruck bringt, wird dieses durch den Begriff der ‚Menschenfreundlichkeit‘ sofort mit einem ethisch relevanten Ausdruck verbunden. In der philosophischen Ethik der Antike war die gelebte ‚Menschenfreundlichkeit‘ eine „Nachahmung der Güte Gottes“ (U. Luck, *ThWNT IX*, 109). Dass in Tit 3,2 dazu aufgefordert wird, eine ‚umfassende Freundlichkeit allen Menschen zu erweisen‘ rückt die Beschreibung Gottes in die Nähe einer paradigmatischen Aussage, der eine Parallelität im christlichen Handeln entsprechen soll. Vgl. auch G. Holtz, *Die Pastoralbriefe*, *ThHKNT 13*, Berlin 1986<sup>4</sup>, 233: „Jesus der Reine ist mitten unter den Sündern. Darauf blickend konnte wohl von der *φιλανθρωπία* Jesu gesprochen werden und daran die Erinnerung an V.1 geknüpft werden.“

spektakulär, die andere verborgen. Immer aber geht es um diesen konkreten Menschen, der vor ihm ist, und für den er jetzt die Gegenwart des menschenfreundlichen Gottes ist. Was willst du, was ich dir tue? Was brauchst du jetzt? Was ist deine Not?

Wer dieses an dem Handeln Jesu wahrnimmt, der mag in späterer Zeit sehr selbstverständlich gefolgert haben: Natürlich müssen die Armen während der Pest gespeist werden und die Toten beerdigt werden. Das ist das, was ansteht. Das ist zu tun. Manchmal wünsche ich mir, dass wir in unseren Gemeinden mehr nach dem fragen, was den Menschen um uns herum wirklich aktuell Not tut, als darüber, wie wir ihnen am effektivsten das geben, von dem *wir* entschieden haben, dass es für sie wichtig sei. Erst dadurch entstehen Situationen, dass man Menschen erst davon überzeugen muss, dass das, was Christen ihnen *sagen*, doch vielleicht wichtig für ihr Leben ist.

In dieser lebendigen Nähe Jesu ereignet sich dann immer etwas, dass das Leben dieser Menschen reich macht: Jesus schenkt Heilung oder einfach, wie bei Zachäus, zunächst Gemeinschaft mit ihm, er gibt Antworten und Orientierungen. Dieser Eindruck der Zuwendung bleibt *manchmal* nicht ohne Wirkung: Zachäus ändert sein Leben, Maria wird eine seiner engsten Nachfolgerinnen. *Manchmal!* Denken wir an die Heilung der 10 Gelähmten. Dort finden nur einige in die Nachfolge. Manchmal aber folgt auch nicht die erhoffte Reaktion, denken wir an den reichen Jüngling. Doch immer, ganz egal, was am Ende dabei herauskommt, bleibt doch eines: Gott hat sich in Jesus diesen Menschen zugewendet, er hat Anteil genommen an ihrem Ergehen. Und es will mir scheinen: Genau darum geht es Jesus: Zu zeigen, Gott will dem Menschen nahekommen, er will für ihn da sein. Sollte all dieses nur ‚Verkündigungsmethode‘ gewesen sein, nur Lockmittel für die Predigt? Sicherlich nicht. In dieser Zuwendung, dieser Menschenfreundlichkeit, lebt vielmehr das ganze Evangelium.

Diese Zuwendung Gottes zum Menschen, dieses unbedingte ‚Ja‘ Gottes ist dabei keineswegs etwas, was erst mit Jesus von Nazareth gekommen ist. Wer unter diesem Blickwinkel die Heilige Schrift durchsieht, der stellt schnell fest: Der Gott, der dort bezeugt wird, hat ein schier unbändiges Interesse am Wohlergehen der Menschen. Dieser Wille Gottes, seine Barmherzigkeit, durchzieht die Geschichte Gottes mit der Welt von Beginn an. Und an diesem Willen ändern auch die Menschen mit all ihrem Verhalten nichts. Dieser Wille bleibt, sooft die Menschen auch die ihnen angebotenen Bünde brechen. In allem kommt dieses eine Wort Gottes zum Tragen, dass er zu den Menschen spricht: ‚Ich lebe und du sollst auch leben‘, das wir so dieser Formulierung im Joh.-Ev. 14,19 finden. Dieses Wort Gottes, dieses ‚Ja‘ wird in Jesus Fleisch und lebt unter den Menschen. Durch sein *Leben* aber lädt er ein, mit ihm zu leben. Er ist bereit, das Leben der Menschen, die um ihn herum sind, zu teilen. Ihre Fragen, ihre Sehnsüchte aber eben auch ihre Nöte und aktuellen Bedrängnisse. Und überall hinein spricht er sein ‚Ich lebe und du sollst auch leben‘. Die Erfahrung mit Jesu war nach allem was wir aus den Berichten der Evangelien wissen mehr als eine Erfahrung eines predigenden Lehrers. Sie war die Erfahrung der menschengewordenen Zuwendung, der ganz konkret werdenden Barmherzigkeit Gottes.

Hierzu fügt sich eine Beobachtung, die in der neutestamentlichen Forschung seit langer Zeit angenommen wird und für die vieles spricht. Man geht heute weitgehend davon aus, dass über die ersten Jahrzehnte der christlichen Gemeinde tatsächlich in der Hauptsache Jesusworte, einzelne Sätze, einzelne Predigten oder Predigteile, etwa auch Gleichnisse etc. überliefert wurden. Was dann aber mit der Abfassung der Evangelien, die wir in unserem Neuen Testament vorfinden, begann, ist etwas ganz besonderes, was nun zu diesen Worten und Predigten hinzutrat und ihnen überhaupt erst ihren angemessenen und offensichtlich für

unaufgebbaren angesehenen Rahmen gab: Die Person, der Mensch Jesu tritt in den Blickpunkt. Es geht nicht mehr allein und zuerst um das, was da einer gesagt hat, es geht nun ganz zentral darum, dass diese ‚Botschaft‘ selber eine Person, ein Mensch war, dass die ‚Botschaft‘ Fleisch geworden war. Die Predigt Jesu ist dann nichts anderes als die wortgewordene Verkündigung dessen, was er selber war und mit seinem Leben gelebt hat. Das Joh.-Ev. kann deshalb diese Entwicklung letztlich abschließend auf den Punkt bringen, wenn es sagt: „Das Wort ward Fleisch und lebte unter uns.“ Und der Hebräerbrief bringt es dadurch auf den Punkt, dass „Gott am Abschluss durch seinen Sohn geredet“ habe. ‚Durch‘ meint hier aber nicht allein, dass Jesus der ‚Wortverkündiger‘ gewesen wäre, sondern dass in Jesus dieses Wort Gestalt gewonnen hat.

Was aber wird denn nun Gestalt in ihm, welches Wort lebt er denn? Er lebt das Wort von der Versöhnung, die Gott will, die Gott mit offenen Händen anbietet und die er mit allem, was er ist und tut, auslebt. Gott will sich versöhnen mit den Menschen. Und diese Versöhnung bedeutet: Ich lebe und du sollst auch leben. So zieht Jesus durch das Land und ganz gleich wer zu ihm kommt, er bietet ihm dieses Leben an. So wie derjenige oder diejenige es brauchen. Dem einen im Streitgespräch, der anderen in einer Heilung, dem dritten in der Gemeinschaft beim Abendessen, der vierten in der Erfahrung der Versorgung nach einem langen Tag gemeinsam mit 5000 anderen, dem sechsten in der Fußwaschung, der siebten in dem Erleben ganz einfach seiner Nähe. „Du sollst leben. Du darfst leben – deswegen bin ich da. Dafür bin ich da, dass der Vater im Himmel seinen Willen an dir tun kann und du leben kannst.“ Schließlich, ganz am Ende ist dann noch einer, der am Kreuze neben Jesus hängt und ihn bittet, das er sich seiner doch erinnere: „Du sollst leben und wirst heute mit mir im Paradies sein.“ Jesus schenkt einen neuen Lebensraum, eine neue Heimat, eine ‚Herberge‘, in denen Leben möglich ist und die für alle Müden, Fragenden und Notleidenden offen ist. Dies geschieht aus der Menschenfreundlichkeit Gottes heraus, aus der Barmherzigkeit heraus.

Die christliche Gemeinde als der Leib Christi, so wie der Epheserbrief von ihr spricht, ist dann aber vor allem eines: Die Fortsetzung dieses Wortes Gottes, seiner Menschenfreundlichkeit durch das Leben der Glieder dieses Leibes in die Welt hinein. In den Christinnen und Christen wird das lebendige Wort Gottes, das sich in Jesus Gestalt nahm, erneut Gestalt, erneut Fleisch, wird wieder ins Leben hinein *verkündigtes* – und das heißt eben: ins Leben hineingelebtes Wort Gottes. Christen sind wie ihr Meister zuerst solche, die das Evangelium leben, die damit aber die Menschenfreundlichkeit Gottes in ihrer Zuwendung zu den Menschen leben. Sie tun dies dadurch, dass sie beachten, was diesen Menschen, die vor ihnen stehen, sitzen oder liegen jetzt konkret nottut.

Genau dieses, so will es mir scheinen, genau dieses leben die frühen Christen der ersten Jahrhunderte in ihrer Umwelt. Und genau dies ist es, was Menschen um sie herum erleben. Deswegen ist diese Mission im Tun nicht eine Mission, die etwa noch nicht ganz entwickelt ist, weil man nicht die Möglichkeiten hatte, sondern es ist Nachfolge im besten Sinne, es ist gelebtes Evangelium. Und anscheinend haben sich Menschen davon ansprechen lassen.

Somit komme ich zu einer vierten Beobachtung. So sehr das Wort Gottes durch Jesus Christus zur Gestaltung der Zuwendung und Barmherzigkeit Gottes im Alltag der Menschen drängt, so sehr drängt auch die Nachfolge Jesu in das Leben.

### 3. Anwendungen

Wenn wir diesen Impulsen nachgehen und überlegen, ob und was wir für unsere heutige Praxis daraus ziehen können, so möchte ich hier im Besonderen zwei Aspekte nennen: Zum

Ersten stelle ich die These auf, dass es notwendig ist, die Zuwendung zu unseren Mitmenschen nicht als evangelistische Methode zu betrachten, sondern als eigene und wertvolle lebendige Gestalt des Evangeliums zu entdecken und zu leben. Diese Zuwendung Gottes ist Mission Gottes auf die eine evangelistische Predigt folgen kann.

Vielleicht kennen sie die Geschichte: In einem Krankenhaus bedankt sich ein Kranker bei der ihn pflegenden Schwester für die gute Pflege. Und die Schwester, ganz fromm und auch möglicherweise ganz missionarisch veranlagt, antwortet: „Ach das habe ich doch alles für den Herrn Jesus getan.“ Daraufhin wird der Kranke traurig und antwortet: „Und ich dachte, sie haben es für mich getan.“

Ich höre aus den frühchristlichen Impulsen in der Folge des Wirkens Jesu heraus, dass Christen gut daran tun, wenn sie an den Menschen das tun, was Gott ihnen tun will: Ich lebe und du sollst auch leben. Teilen, was wir empfangen haben, geben, was uns gegeben ist. Schnell sind bei diesen Aussagen Anfragen zu hören: Ist das denn genug? Ist nicht das Wichtigste, dass Menschen zu Gott finden, dass sie sich – um den bei uns geläufigen Begriff zu verwenden – sich bekehren? Ist nicht erst dann und wirklich erst dann der Wille Gottes, dass der Mensch leben soll, erfüllt? Vielleicht - aber genau das ist nicht das, was in unserer Macht steht. Wir können keinen Menschen zu dieser Entscheidung zwingen, aber wir können ihn mit der Zuwendung Gottes zu seinem Leben vertraut machen, sie mit ihm leben, sie ihn erleben lassen. Bevor Menschen zu Gott finden, muss Gott zu diesen Menschen gebracht werden. Und an Jesus sehen wir, wie sich Gott das wohl gedacht hat: Im Mitleben und Leben der Freundlichkeit Gottes in ihrem alltäglichen Leben. Dabei rückt immer genau dieser Mensch, so wie er ist, in den Mittelpunkt all unserer Bemühungen und unserer Konzentration. Es ist das Moment in der Begegnung Jesu mit dem reichen Jüngling: Ich gewinne den anderen Menschen lieb und tue ihm jetzt das, was jetzt für ihn wichtig und zum Leben hilfreich ist. Und zwar um dieses Menschen Willen. Weil es für Gott nichts Wichtigeres gibt als diesen Menschen, deswegen gibt es auch für den Christen in der Nachfolge dieses menschenfreundlichen Gottes nichts Wichtigeres als diesen Menschen.

Hat das aber noch etwas mit Mission und Evangelisation zu tun? Ja, denn es ist zuerst die Mission, die Gott zu den Menschen trägt. Und sie tut dieses in der Hoffnung, dass die Menschen sich diesem Gott anvertrauen, wenn er sie durch unser Handeln erreicht. Aber auch, wenn dieses nicht geschieht, so bleibt es doch der Wille Gottes, auch diesen Menschen weiterhin Gutes für ihr Leben zu tun – und also bleibt es unsere Mission, ihnen das zu tun, was ihnen zum Guten dient. Es ist dann die Evangelisation, die dem Menschen dann die Barmherzigkeit Gottes im Wort verkündigt, so dass er in die freudige Annahme der Zuwendung Gottes und in die Nachfolge gerufen werden kann.

Ich habe den Eindruck, dass wir in unserer Tradition über lange Jahre zwischen Mission und Evangelisation nicht unterschieden haben und Mission vor allem anderen als die Vermittlung des gesprochenen Wortes angesehen wurde. So wichtig die Predigt über die in Jesus erschienene Menschenfreundlichkeit des Rettergottes ist, so sehr ist das Wort Gottes nicht nur gesprochenes, sondern zuerst in Jesus vor allem gelebtes Wort. Es ist so sehr gelebtes Wort, dass es im eigenen Tod auch den Tod der geliebten Menschen mitleidet. Wenn ich dieses ernst nehme, so könnte eine Überlegung sein, mit der Gemeinde nicht zuerst über den nächsten Termin einer Evangelisation nachzudenken, sondern darüber, wo eigentlich in unserer Stadt Menschen sind, denen Gott mitten in ihrem Leben etwas Gutes tun will, damit sie leben können. Und dann dieses einfach zu tun – ohne bereits eine Einladung zur Evangelisa-

tion dabei zu haben! Wer hier genauer hinsieht, der wird unendlich viele Menschen sehen, an denen diese Mission Gottes getan werden kann, soll oder eigentlich auch muß.

Auch hierauf gibt es manchmal einen gut gemeinten Einwand: Solche Hilfe sei doch Aufgabe des Staates; Wieso soll die Kirche Aufgaben vollbringen, für die wir dem Staat Steuern zahlen? Ist nicht die ‚Kernaufgabe‘ der Kirche die Predigt des Evangeliums und ‚verkommt‘ durch solche Gedanken das Evangelium nicht zur Sozialarbeit? Es gibt aber vieles, was der Staat nicht tut, nicht tun kann oder auch nicht gut kann oder auch nicht tun will. Und es gibt viele Menschen, die hier allein gelassen sind – vom Staat und leider eben auch von den Christen. Hier ist die Mission der gegenwärtigen Christen. Wer dem Evangelium seine soziale und diakonische Dimension nimmt und es auf die Wortpredigt des Evangeliums reduziert, der nimmt ihm das ‚Fleisch‘, dass nach dem Zeugnis des Neuen Testaments zur Erscheinung Gottes in dieser Welt gehört. War es damals die Armenfürsorge, so ist es heute vielleicht die Begleitung von Alleinerziehenden, von Kindern ohne Familienanschluss, die Nachhilfegruppe für Migrantenkinder oder die fachkundigen Gesprächsgruppen für Menschen in Problemsituationen. War es damals die Sorge für die Toten, so ist heute vielleicht die Sorge um die Einsamen, die Sterbenden. War es damals die Sorge um die Gefangenen, so ist es heute vielleicht das Eintreten für Religionsfreiheit, das Zurückweisen fremdenfeindlicher Strömungen oder das Vorleben gemeinsamen Lebens mit Menschen anderer Kulturen. War es damals die Sorge um die Kranken, so ist heute vielleicht das Bemühen um eine Integration von Menschen mit Behinderung. Wem nichts einfällt, wo seine Gemeinde an Menschen die Mission Gottes leben kann, der schaue einfach dorthin, wo alle anderen nicht hinsehen wollen – dort wird er die Menschen sehen, denen Gott sich zuwenden will.

Durch solches Handeln im Sinne der Mission Gottes richten wir etwas ähnliches wie ‚Herbergen‘ ein, in die Menschen in der Irrnis und Wirrnis unserer Gegenwart einkehren können. Vielleicht nur zum Auftanken, vielleicht zum längeren Bleiben, vielleicht für immer. Sollte etwas unbefriedigend sein an diesem Bild solcher übertragenen Gastfreundschaft? Sicherlich, wir haben vielleicht keine ‚Erfolge‘, sicherlich, wir werden vielleicht keine Meldung über unsere rapide wachsende Gemeinden haben. Aber auch dort, wo wir uns von solch unevangelischen Gedanken einer ‚erfolgreichen‘ Evangelisation bereits befreit haben, werden wir erleben, dass es ein Moment großer Unbefriedigung gibt, wenn wir solche Herbergen einrichten. Die eigentliche Not besteht nämlich darin, dass der von uns geliebte Mensch wieder gehen könnte. In diesem Moment teilen wir die Traurigkeit Jesu, die Not der Erfahrung das auf dieses Wort ‚Ich lebe und du sollst auch leben‘ nicht freudig mit ‚Ja, das will ich ganz‘ geantwortet wird. Ich glaube, dass die Christen der ersten Jahrhunderte dieses Leid mit Jesus häufig geteilt haben: Habe ich nicht denen, die mich jetzt verfolgen, im letzten Jahr noch Gutes getan? So mögen manche in den Christenverfolgungen gefragt haben. Und dennoch haben sie nach der Verfolgung erneut begonnen, wieder solche ‚Herbergen‘ zu errichten, in den sie die Menschenfreundlichkeit Gottes lebten.

Ich war vor kurzem in Reutlingen und hatte dort Gelegenheit ein interessantes Projekt kennenzulernen. Sicherlich gibt es ähnliches auch schon in anderen Städten, ich habe es eben dort kennengelernt. Unter dem Namen ‚Citykirche‘ haben sich dort mehrere Konfessionen zusammengetan, ein altes Kirchengebäude mitten in der Stadt ausgeräumt und dort eine ‚Herberge‘ – so möchte ich es nennen – eingerichtet.<sup>29</sup> Es gibt dort ein Café, eine kleines Restaurant, aber eben auch eine Gebetsecke, einen Raum der Stille, eine Spielecke für Kinder und Gesprächsmöglichkeiten mit Seelsorgern. Zwei hauptamtliche Mitarbeiter sind für diese

---

<sup>29</sup> Vgl. [www.citykirche-reutlingen.de](http://www.citykirche-reutlingen.de).

Arbeit angestellt, mehrere Ehrenamtliche arbeiten täglich dort und im Café und dem Restaurant sind Menschen mit Behinderung angestellt. Ein Ort für Suchende, für Müde, oder auch nur: Für Menschen an dem sie erleben: Hier darf ich sein. Ein Ort, wo Evangelium lebt, ohne dass es gesagt werden muss, aber auf Nachfrage gerne auch gesagt wird. Zuerst und vor allem aber eben ein Ort der Menschenfreundlichkeit. Ein kleines Beispiel, in dem ich durchaus die Impulse aufgenommen sehe, die ich aus der frühen Christenheit in Bezug auf Mission gehört habe.

Aber noch ein zweites gehört für mich zu den Folgerungen dieser Impulse, die ich gehört habe. Ich habe versucht deutlich zu machen, dass die Christinnen und Christen der ersten Jahrhunderte keinem Missionsbefehl gefolgt sind, sondern dem Vorbild der Menschenfreundlichkeit Gottes, die sie an Jesus sahen. Und ich möchte daraus den Impuls mitnehmen, dass ich gerne in Gemeinden die Begeisterung für dieses lebendige Wort Gottes, für dieses ‚Ich lebe und du sollst auch leben‘ wecken möchte. Liebe zum Nächsten, diese Mission Gottes wächst nicht aus dem Befehl zur Mission, sondern aus der Begeisterung über diesen Gott, der sich seinen Menschen in so hinreißender und bedingungsloser Liebe zuwendet.

Deswegen möchte ich abschließend mit einigen, sicherlich nicht neuen aber dessenungeachtet vielleicht doch zu bedenkenden Thesen enden:

- 1.) Wenn wir in unseren Gemeinden für Evangelisation und Mission werben wollen, dann brauchen wir keine Predigten über die Verlorenheit der Menschen und über den Auftrag zur Mission und keine Vorträge über Missionsstrategien. Wir brauchen Predigten des Evangeliums, die uns selber an diese unbändige Menschenfreundlichkeit Gottes erinnern. Wir brauchen Predigten des Evangeliums, in denen wir froh und aufgebaut werden. Wir brauchen Predigten, in den uns das Geschenk der Gnade und das heißt: Der Nähe Gottes vermittelt werden. Diese Predigten werden nicht Glaubenssätze wiederholen, die wir sowieso schon auswendig kennen, sondern sie werden uns Luft zum Atmen in unserem Leben geben, weil sie uns die Freundlichkeit Gottes in unserem Leben und unserem Alltag hineinzeichnen. Es werden auch nicht Predigten der Moral sein, um Christen auf eine ‚bessere Lebenspraxis‘ verpflichten zu wollen unter dem Vorwand, damit lebe man ‚der Welt‘ vor, was Gott will: Nicht ‚vorleben‘, sondern ‚mitleben‘ ist die Botschaft des Evangeliums.
- 2.) Wenn wir in unseren Gemeinden über Evangelisation und Mission nachdenken, dann ist der Blick auf die Not der Menschen um uns herum das Erste und Wichtigste und mit diesem Blick die Frage verbunden: Was können wir ihnen gutes tun. Hierzu gehört die Nähe zu den Menschen. Die Tageszeitung wird zur missionarischen Lektüre, der Besuch in der Kneipe zum Raum des Hörens, die Mitarbeit in der Elternvertretung zur missionarischen Aktion – ohne dass überhaupt vom Glauben gesprochen werden muss. Unsere Gemeindehäuser werden zu ‚Herbergen‘ für Menschen, die *ihre* Fragen formulieren dürfen – oder die einfach mal nur da sein können.
- 3.) Und ein letztes: Wir werden uns gemein machen mit den Menschen, mit denen wir leben. Ihre Fragen werden unsere Fragen, wenn wir merken, dass unsere Antworten nicht genügen. Ihre Zweifel werden unsre Zweifel, wenn wir merken, dass ihr Reden tief in uns etwas zum Rumoren bringt. Und dann ist Zeit zum Fragen, zum geschwisterlichen Ringen um Antworten. Es geht dabei um die *Entdeckung* einer rechten, verständlichen und in der Gegenwart verantwortlichen Verkündigung und Ethik. Vielleicht wird dann die Bibelstunde oder der Hauskreis plötzlich wieder interessant, weil er uns nicht nur in dem bestätigt, was wir schon immer gewusst haben, sondern

weil wir uns dort gegenseitig helfen, dieses großartige Evangelium im Zusammenhang unserer Zeit, unserer Sprache und unserer Lebenswirklichkeit gemeinsam mit den Menschen um uns herum zu verstehen.

Die Not der Menschen wird unsere Not, die wir mit unseren Mitteln versuchen zu lindern und wir müssen vielleicht viel Phantasie entwickeln, um dieses zu können. Wir werden die Position der Belehrenden aufgeben, und zu solchen werden, die mitleben, und die dann gemeinsam mit diesen Menschen vielleicht lange Wege gehen. Wir werden unter ihnen leben, so wie es Jesus getan hat und so wie ich es bei den frühen Christen auch sehe.

Dann wird unsere evangelistische Predigt eine Grundlage in unserem Leben haben und hierdurch glaubhaft.